

Über akademische Grenzschrützer*innen und aktivistische Akademiker*innen

Für eine Theaterwissenschaft der Zuflucht

Anika Marschall

Dieser Buchbeitrag soll doppelstpurig funktionieren und eine provokative Perspektive von der britischen auf die deutsche Theaterwissenschaft bieten. Dazu nimmt sich das Kapitel den Begriff »aktivistisch« zur Brust und hinterfragt die Erfahrungen der Autorin kritisch, deren explizit antirassistische Haltung in deutschsprachigen wissenschaftlichen Vorträgen und im Gespräch in Klassenräumen an deutschen Hochschulen immer wieder auf das Argument getroffen ist, nicht objektiv oder gar wissenschaftlich zu sein, sowie auf Abwertung und Unverständnis seitens Kollegen. Wie Chris Zisis aufgezeigt hat, »there is a gap, especially in the European North, where political action and activism are disassociated with academia, despite the numerous and constructive efforts, networks and groups, being built inside the university field« (Zisis 2016:139). Ich habe das Kapitel bewusst essayistisch, offen und anekdotisch gestaltet, und ich bemühe eine Sprache, die sich an feministischen Vorbildern und oral history Methoden orientiert und die akademische Wissensproduktion auch als intersubjektiven, körperlich-emotionalen Prozess ernst nimmt (Donna Haraway 1988).

Ohne die Figur des/r Aktivist*in zu romantisieren, werde ich zunächst im Rückgriff auf theoretische und praktische Überlegungen zum Spannungsverhältnis zwischen Aktivismus und Akademikertum (bell hooks 1994, Sara Ahmed 2012, Tanja Dreher//Michael Flood/Brian Martin 2013, Sruti Bala 2017, Patricia Ybarra 2018) die folgenden Fragen im Beitrag diskutieren: Was bedeutet es, als deutschsprachige Akademikerin und insbesondere als Theaterwissenschaftlerin »aktivistisch« zu forschen und zu lehren bzw. als »aktivistisch« von der theaterwissenschaftlichen Gemeinschaft wahrgenommen zu werden? Zweitens, in theoretischem Dialog mit den Erfahrungen aus meinem

Doktorat, meiner Forschung und Lehre als Teil des Glasgow Refugee Asylum und Migration Netzwerks (GRAMNet) (Kay/Phipps 2011), beleuchte ich, inwiefern Akademiker*innen tatsächlich durch bürokratischen Widerstand und subversive Akte aktivistisch gegen ihre Vereinnahmung als Grenzschränker*innen oder »lange Hand« durch das britische Home Office handeln können und welche Perspektiven sich dadurch für die deutsche Theaterwissenschaftslandschaft öffnen. Als Lehrende in Großbritannien musste ich mich beispielsweise vertraglich dazu verpflichten, internationale Studierende, die ohne britische Staatsbürgerschaft unter dem 2009 eingeführten punktebasierten Visasystem (PBS) ihren Aufenthalt bestreiten müssen, wöchentlich zu überwachen (Marschall 2019: 247-248). Wie sieht eine Theaterwissenschaft aus, die nicht nur über Flucht, Asyl und Migration forscht und lehrt, sondern sich selbst auf institutionellen und methodologischen Ebenen als postmigrantisch und antirassistisch begreift und politisch ernst nimmt?

Der deutsche Theatermacher Arne Vogelgesang hat in einem Beitrag für die Heinrich Böll Stiftung 2016 die Beobachtung gemacht, dass deutsche Kulturschaffende die Figur des »Aktivisten« romantisieren, dass das etwas mit dem schlechten Gewissen zu tun habe, gesellschaftlich irrelevant zu werden. Zum Einstieg macht er bereits deutlich, dass »politisch« nicht gleich »politisch« heißt und sehr wohl Faschist*innen wie die des Nationalsozialistischen Untergrund (NSU) auch den Begriff aktivistisch für sich behaupten können. Die von ihnen begangenen Morde, verübten Anschläge und Überfälle sind rassistisch, entmenslichend und anti-demokratisch und entgegengesetzt moralischer Werte, die ich hier im Artikel und darüber hinaus vertrete. Dennoch macht Vogelgesang hier klar, inwiefern »aktivistisch« ebenso wie »politisch« als Begriffe die Gefahr bergen, hohl zu werden, sofern sie nicht an einen spezifischen Ethos, moralische Werte und eine epistemologische Praxis gebunden sind. Problematisch ist auch die Begriffsgeschichte, da »aktivistisch« von den Nationalsozialist*innen affirmiert und als Eigenbezeichnung verwendet wurde. Wie der Journalist Matthias Heine zusammenfasst, wandelte sich »Aktivist« während der Entnazifizierung zu einem juristischen Fachbegriff der Nazi-Verfolger*innen und beschrieb eine Kategorie der Angeklagten und deren Verhalten im Dritten Reich (Heine 2016).

Ich assoziiere gegenwärtig mit dem Begriff »aktivistisch« erst einmal das Demonstrieren und Protestieren auf Straßen, Plakatieren, Singen und Sprechen im öffentlichen Raum (oder Räumen, die als solche umkämpft sind und als öffentlich erst behauptet werden). Mein mentales Bild entspricht einem Zug Menschen, die sich im Kollektiv bewegen, einen Platz als Versammlung

einnehmen oder gar gewisse Straßen blockieren. 2011 kürte das amerikanische Magazin Times den/die Protestierende/n zur Person des Jahres, nachdem der sogenannte Arabische Frühling in Tunesien mit Mohamed Bouazizi begann, der sich in einem politischen Akt selbst anzündete. In diesem Kapitel gehe ich nicht auf diese Bewegungen und diese Formen des Aktivismus ein, sie haben bereits einschlägig Eingang in performative Theoriebildung gefunden (Butler 2015). Wichtig ist außerdem, dass Theoriebildung, besonders im Feld der Geisteswissenschaften, nie allein aus dem Geist eines Akademikers entspringt, aus dem vermeintlich genialen Nichts sozusagen, sondern Wissen immer historisch entsteht durch Bewegungen, soziale Umwälzungen (oder zumindest das Sichtbarmachen von Ungleichheit und Ungerechtigkeit) und durch Aktivist*innen. Hervorheben möchte ich mit dem Bild und den Referenzen, dass ich offensichtlich in meinem eigenen weißen, ableistischen Bias (Marschall i.E.) bade und ein Stereotyp davon reproduziere, wie »aktivistisches« Handeln aussieht, sich anhört und öffentliche Bilder speist. Ich assoziiere mit »Aktivismus« im spezifischen Hinblick auf diesen Sammelband Rosa Parks, die Bürgerrechtsbewegung, Black Lives Matter und – mehr noch im deutschen Kontext – die Frauenbewegung ADEFRA (Eggers et al. 2005, Ayim et al. 1986), die Initiative für Schwarze Menschen in Deutschland (ISD) und im Kultur- und Theaterkontext Kanak Attak, Bühnenwatch und das Bündnis Kritischer Kulturpraktiker*innen (Sharifi 2018). Wissenschaft und Aktivismus treffen auf verschiedene Weise zusammen: 1) in der Form progressiver Wissensproduktion, die soziale Veränderungen erwirkt (ob intendiert oder nicht), 2) Forschungspraktiken, die methodisch eingebettet in und aus lokalen und spezifischen Gemeinschaften heraus soziale Gefüge verändern, 3) als Raum für progressives Lehren und Lernen und 4) Wissenschaft als Institution, deren eigenes Machtgefüge infrage gestellt und verändert wird (Dreher/Flood/Martin 2013:17). Letzterer Punkt, immer in Verbindung mit den drei anderen gedacht, spielt eine zentrale Rolle in meinen folgenden Überlegungen.

Vogelgesang benennt in seinem Beitrag die Anzahl der 2015 in Deutschland verübten Angriffe auf Flüchtlinge und Flüchtlingsunterkünfte: 800. 2015 bin ich nach Glasgow gezogen und habe meine Doktorarbeit im Rahmen des Netzwerks GRAMNet begonnen. Ein Netzwerk, das Frauenbewegungen zum Vorbild nimmt, um Forschung und Wissenschaftler*innen mit antirassistischer Praxis zusammenzubringen (Kay/Phipps 2011:151). Alison Phipps und Rebecca Kay verstehen GRAMNet als ein Netzwerk, das eingebettet ist in seinen geopolitischen und historischen Kontext, in die Stadt Glasgow selbst, die in der 2000er Dekade einschneidende Bevölkerungsänderungen erlebt hat.

2000 unterschrieb die Stadt einen Vertrag mit der UK Border Agency und wurde damit zum größten »Verteilungszentrum« für Asylsuchende in Großbritannien. Zusätzlich zu Film-Screenings, Seminaren, Forschungstreffen ist durch GRAMNet auch eine Plattform für Geflüchtete und Asylsuchende entstanden, wo sie sich zu Einzelgesprächen treffen und austauschen können, ihre Karrierepläne und Zukunftswünsche diskutieren und das Netzwerk von Akademiker*innen für ihre eigenen Belange nutzen, ohne hiermit anzunehmen, dass unter den Geflüchteten und Asylsuchenden nicht auch etablierte Akademiker*innen sind (Kay/Phipps 2011:154).

Es gibt etwas, das mich, wie Vogelgesang, seit dem Beginn meiner Recherchen zur Doktorarbeit und mit meinem Umzug von Darmstadt nach Glasgow an dem Begriff *aktivistisch* fasziniert. Was bedeutet es denn, aktivistisch und nicht nur aktiv zu sein? Welche Praktiken und Werte werden dem Begriff aktivistisch außerhalb von öffentlichen Räumen zugeschrieben? Wer kann aktivistisch sein und warum? Zugegeben, die deutsche Sprache lädt dazu ein, auf linguistischer Ebene einzusteigen und an einzelnen Silben und Begriffen zu nagen, bis man, einem Derrida'schen Impetus folgend, noch die entfernteste etymologische Verknüpfung verwoben hat. Ein Versuch: von aktiv zu aktivistisch braucht es nur das Suffix »-istisch«. Solche Wortbildungen durch -ismen beziehungsweise -ist*in bedeuten häufig, Anhänger*in einer Bewegung, Weltanschauung oder Ideologie zu sein. Aktiv können folglich alle sein, aktivistisch drückt darüber hinaus eine Gruppenzugehörigkeit aus.

Ein Zeitungsartikel meiner Doktormutter Alison Phipps für *The National* vom 26.07.2018 hat mich in seinen Bann gezogen und schlägt die Brücke zurück zur Frage des Aktivismus: ihr Kommentar zum Aktivismus von Elin Ersson. Die Schwedin war an Bord eines Flugzeugs, mit dem auch ein afghanischer, asylsuchender Mann deportiert werden sollte. Ersson streamt live, wie sie sich weigert, ihren Platz einzunehmen, um das Flugzeug und die Crew daran zu hindern, die Deportation durchzuführen. Phipps kommentiert:

Courage is messy, leaky, shaky – but also compelling. Watching the video, hearing her, in a language which is not her mother tongue and without expletives, telling the steward, her neighbours, fellow passengers and the world now watching, reaches in deep. She is compelled to take action. She is prepared. She has done her legal homework. She knows the rules for airlines. And she is terrified. She knows the first rule of disobedience is civility, courtesy and in the social media age, reporting as accurately as possible. [...] Elin is now in tears. [...] Courage is when you think you might

throw up for fear and sheer exposure as you suck the shame of the system and body politic holding such clinical brutality in place, into your own body and take your stand (Phipps 2018).

Mit Phipps Kommentar wird deutlich, dass Aktivismus, wie der Erssons, eine affektive Körperlichkeit hervorbringt und mit einem der grundlegendsten menschlichen Gefühle arbeitet: Scham. Aktivismus wie der Bouazizis und Erssons ist grundlegend verschieden. Sein Suizid aus Wut, Hunger und Verzweiflung in Tunesien und ihr Verweigern des Mitfliegens zum Verhindern der Deportation eines Asylsuchenden aus Schweden können nicht in unterschiedlicheren Welten stattfinden. Dieser Beitrag skizziert keine solche Taxonomie von aktivistischen Handlungen. Stattdessen frage ich: Inwiefern findet aktivistisches Handeln Eingang in akademisches, kritisches, theoretisches Arbeiten – oder aber inwiefern ist Aktivismus Grundlage dessen und macht Theorie zunächst überhaupt denkbar? Inwiefern hat meine aktive, theoretische, schriftliche, lehrende und »Häkchen setzende Tätigkeit« in der Institution Universität mit dem Aktivismus von Bouazizi und Ersson zu tun oder kann damit zu tun haben? Die Frage ist für mich nicht allein mit den Methoden und Theorien von Anthropolog*innen und Ethnograf*innen und deren Feldforschungsmethoden zu beantworten. Und gerade da, wo man leichthin glaubt, ohnehin immer schon liberal, demokratisch und progressiv zu sein, d.h. in der Theaterwissenschaft, lohnt es sich doppelt kritisch, problematische und verkrustete Strukturen und Machtgefüge aufzuzeigen und anzugreifen. Wie die postkoloniale Theoretikerin bell hooks analysiert, the arts are »not inherently healing, liberatory, or revolutionary« (bell hooks 1994:61). Wirkungsvoll werden sie erst dann, wenn sie sich dezidiert für demokratische Werte, Antirassismus, Gleichberechtigung und gegen Diskriminierung aussprechen; »we must ask that it do so« (bell hooks 1994:61). Dieses »wir« ist an sich bereits limitiert und problematisch und muss strukturell hinterfragt werden.

Mein Fragen entstammt nicht schlicht einem eigenen, weißen Hadern mit einem Schuldkomplex, sondern dem damit verbundenen Ausprobieren, wie ich solidarisch sein kann und wir politisches Aktiv-Sein oder das »Arbeiten an Gesellschaft« (wie es Anna Zosik im persönlichen Gespräch ausgedrückt hat) als *Selbstverständlichkeit* begreifen, trotz und/oder gerade wegen meiner privilegierten gesellschaftlichen Position als weiße, promovierte, europäische, angestellte Akademikerin. Vielmehr wurde mir bereits auf der bi-jährlichen deutschen Konferenz der Gesellschaft für Theaterwissenschaft

(GTW) von verschiedenen weißen, männlichen Professoren und weißen Kolleg*innen nach einem zwanzig-minütigen wissenschaftlichen Vortrag über das Zentrum für Politische Schönheit zugeschrieben, selbst »aktivistisch« zu sein. Dem Ton und Gesprächskontext nach bedeutete die Zuschreibung »aktivistisch« hier eine herabsetzende Eigenschaft, sie wurde als entscheidender Kritikpunkt am Vortrag genannt, der deswegen nicht objektiv, wissenschaftlich genug, sprich mit genügend kritischer Distanz, eine künstlerisch-aktivistische Arbeit eines, zugegeben, ethisch umstrittenen Performancekollektivs analysiert und dafür argumentiert hatte, dass das Anprangern von und Intervenieren in neokolonialistische deutsche und europäische Asylpolitik (Bhambra 2016) wichtig seien. Auf einer späteren GTW Konferenz 2018 kritisierten wiederum weiße, männliche Professoren meinen Vortrag über das Schauspiel Köln, das die britische Forschungsagentur Forensic Architecture zu einem Tribunal geladen hatte, um die Verwicklung des Verfassungsschutzes am rassistisch motivierten Mord an Halit Yozgat aufzuklären (Simke/Marschall i. E.). Der Vorwurf an diesem Vortrag war ebenso, dass ich zu »politisch« und zu »aktivistisch« sei, indem ich die Rolle des Theaters und die der forensischen Experten im Theater zwar kritisch analysiert, aber letztlich affirmiert habe. In diesem Beitrag geht es dezidiert nicht um die erwähnte Kritik an einem Performancekollektiv, das in deutsche und europäische Asylpolitik interveniert, oder an der politischen Solidarität des Schauspiel Köln mit Türkisch-Deutschen Gemeinschaften und das Unrecht, das sie politisch erfahren. Stattdessen soll der Beitrag Leser*innen mit der der Kritik zugrundeliegenden Norm konfrontieren, die Institution Universität und Forschungsbeiträge aller Art sollten nicht aktivistisch oder normativ funktionieren und a-politisch sein. Diese Norm ist ein epistemisch gewaltvolles Problem, ein postkoloniales Problem. Dies ist wiederum keine neue Erkenntnis (Dhawan/Mar Castro Varela 2015:15-18), aber bedarf kontinuierlicher Problematisierung, Aufmerksamkeit und subversiver Strategien.

Der schriftsprachliche Ton meines Beitrags lotet konstant die Grenzen deutschen akademischen Schreibens aus, stellt sie in Frage und erweitert sie. Sowohl auf formeller als auch auf inhaltlicher und ethischer Ebene hadere ich konstant mit Ausdrücken und der Frage nach den Leser*innen (oder Zuschauer*innen, wie im Theater). Genau dieses Ausloten und Hadern mit der vermeintlichen Unangemessenheit von Umgangs- versus Fachsprache machen für mich das »wilde« Forschen transparent, das einer normierten Wissenschaft vorausgeht – oder wie die von Scheller verwendeten, ähnlich problematischen, aber bildgewaltigen kolonialistischen Metaphern unter

Verweis auf Bruno Latour: »Forschung ist Dschungel, Wissenschaft ist Park« (Scheller 2014:209). Ich stimme einerseits mit ihm überein, dass Forschung nicht das Gleiche bedeutet wie Wissenschaft, denn Letztere basiert auf standardisierten, reglementierten, allgemein gültigen Methoden und Verfahren. Angesichts dessen habe ich die Berufslaufbahn unter Voraussetzung meiner Privilegien gewählt, weil Wissenschaft für mich als Arbeitsraum mit Integrität verbunden ist, Vertrauen und offene Kommunikation bedingt. Andererseits spricht jedoch gerade die Problematik von Schellers Bildsprache hier Bände über das, was auf dem Spiel steht: ein gewaltvolles und wenig produktives, kolonialistisches Ausstechen von romantisiertem, authentischem, »wildem« Durcheinander versus gebändigtem, künstlich angelegtem, zivilisiertem Park mit Zaun und Wächter. Das Problem, das ich sehe und selbstverständlich nicht als erste, liegt darin, dass beide Formen des Denkens, Schreibens, Lernens, Lehrens mit grundlegend unterschiedlicher gesellschaftlicher Macht und Anerkennung ausgestattet sind. Wer »wild« forscht, denkt, schreibt, lernt und lehrt, hat dadurch keinen Zugang zum Park, zu Arbeitsverträgen und Sozialversicherungen, Hochschulbibliotheken und institutioneller Infrastruktur, Publikationen, Netzwerken und so weiter. Der Zugang zum Park ist kulturell spezifisch und historisch in ungeschriebenen Normen geregelt, von Gatekeeper*innen bewacht und funktioniert deswegen klassistisch, sexistisch, christlich, heteronormativ, ableistisch, rassistisch.

Wenn Theaterwissenschaftler*innen über Asyl, Flucht, Grenzen und Migration oder gar politisches Theater in (akademischen) Klassenräumen sprechen und lehren, ohne sich auch abseits universitärer Campi für Rechte anderer einzusetzen und gegen brutale Asylpolitiken zu engagieren, erwirkt das Fragen darüber, »of how dis/connected to everyday realities university knowledge production processes are« (Aparna/Kramersch 2018:97). Versuche, aktivistisches Engagement und Commitments zu legitimieren, stellen sich in der Wissenschaft als ein »uphill struggle« dar (Aparna/Kramersch 2018:97). Die künstliche Grenzziehung zwischen aktivistischer und akademischer Arbeit ist nicht nur oft für die betroffene Forschung unproduktiv, sondern jenseits der betreffenden Lebenswirklichkeit erdacht. Eine starke, laute, ethische und normative Position in wissenschaftlichen Gemeinschaften (wie auf der eingangs beschriebenen Konferenz) einzunehmen, wird durch diese Delegitimierung der aktivistischen Arbeit oft unmöglich gemacht und zu einem unausgesprochenen Tabu.

Die Theaterwissenschaftlerin und seit 2018 Präsidentin der amerikanischen Association for Theatre in Higher Education (ATHE) Patricia Ybarra beschreibt, wie ihr aktivistisches Engagement darauf beschränkt ist, sozialen Bewegungen zu folgen und sie zu unterstützen, anstatt selbst eine tragende Rolle einzunehmen. »I have often been a follower or an orchestrator of others activities; I sign petitions, I protest, I present political art, I teach about theatre and activism, but I have never run an activist organization, led a protest or been arrested, despite having had some words with the police over the years (and we can guess why that is)« (Ybarra 2018:333). In ihrer Reflexion über ihre neue administrative Macht im Apparat der Universitäten und internationalen Forschung macht sie klar, dass in unserer neoliberalen, anti-institutionellen Ära »infrastructure matters« (2018:334). Das heißt, Administrator*innen können ebenso aktivistisch arbeiten, obwohl sie vermeintlich als inhärenter Teil von problematischen Institutionen eben deren Effizienzparadigmen infrage stellen und zu verändern wissen. Ybarra konstatiert: »It is much easier to NOT do the inefficient work of listening, nudging and pushing ourselves to protect the most vulnerable, ensure fairness and make our institutions more inclusive. An activist administrator does the work of making a place for necessary incivility in civil institutions that are not civil for everyone« (2018:334). Fragen, die Ybarra in ihrem aktivistisch-administrativen Selbstverständnis leiten: Wie werden wir fairer, demokratischer und inklusiver? Wie stellen wir Forderungen nach Ineffizienz in einem auf Effektivität getrimmten System? Wie nehmen wir Zeit, um Dinge gut, ganzheitlich und tief sinnig anzugehen? Wie bestimmen wir selbst über uns, ohne dass es andere außerhalb unseres Feldes übernehmen? (Ybarra 2018:334). Entscheidend ist, dass diese administrativ-aktivistische Arbeit langsam und langfristig ist und nicht nur einen langen Atem, sondern, wie Brechts Mutter Courage behauptet, einen »langen Ärger« benötigt. Mehrheitlich wird diese Arbeit von Frauen*, queeren und Black and People of Colour geleistet, die ihre aktivistische Erfahrung oft mit ihrer Arbeit als Akademiker*innen und Künstler*innen verschränken.

2016 veröffentlicht Phipps ein Gedicht, das meinen Buchbeitrag hier erst angestoßen hat; ein Gedicht, in dem sie ihre Erfahrungen ihrer Rolle als gleichzeitig Akademikerin und Grenzschränkerin ausdrückt. Phipps ist Initiatorin von GRAMNet und Professorin für Sprachen und Interkulturelle Studien an der Universität Glasgow und seit Januar 2017 UNESCO Chair for *Refugee Integration through Languages and the Arts*. Ich lese in ihrem Gedicht eine verzweifelte Reaktion auf die unter Theresa May verabschiedeten Im-

migration Acts 2014 und 2016, die zur Kriminalisierung und Überwachung von Nicht-Weißen als »nicht-gute Bürger*innen« verstandenen Mitmenschen (Bogumilla Hall 2019:2) führten (Marschall 2019:151-163). Diese Politik vereinnahmt Brit*innen als staatliche Handlanger*innen zur gegenseitigen, rassistischen Überwachung und zum hier leider schmerzhaft wörtlich zu nehmenden Anschwärzen.

The Academic Border Guard

And they will say of me
That despite it all, I was a border guard.
That I assigned my signature to papers
Which monitored and revealed the whereabouts
Of students from other lands, whose learning
Was in my care.

And they will have evidence,
When they look again, once again,
At the only question we can ever have
Of history.
»How did this happen?
How can human beings
Do this?«

[...]

Maybe they will look at
My practices of resistance, but
The weighing of evidence is rarely
That subtle in such matters
Of life and death, as implicate me now.

Maybe they will read the minutes
Of the committee of Graduate Studies,
Of 2007 where we said »No«.
Maybe they will
Examine my chaotic filing system,
My resistance to demands, the way

I spoke to those I am to sign off, maybe
 My accuracy will be found wanting.
 But I doubt it. That is probably
 Not my way, even if I might with it
 To be so.

[...]

On balance I was »only doing my job«.

These, of course, are the words which
 Haunt me most.
 [...]

(Phipps 2016)

Phipps veröffentlicht ihrer Aussage nach in einer Unterhaltung mit mir mittlerweile lieber Gedichte und schnittige Zeitungsartikel anstatt wissenschaftliche Beiträge für Fachzeitschriften und Fachpublika. Dennoch vermittelt sie darin pointiert, klar und substantiell ihre jahrelange kritisch-theoretische Beschäftigung mit dem britischen Asylsystem, Mehrsprachigkeit, Fragen nach Zugehörigkeit und Gemeinschaft. Konkret bedeutet das, was meine Doktor-mutter und Freundin in ihrem Gedicht ausdrückt und ich aus meiner Erfahrung heraus bestätigen kann, dass Lehrbeauftragte wie wir an britischen Hochschulen Anwesenheitslisten über die Studierenden führen müssen, die jeweils am selben Tag nach dem jeweiligen Seminar oder Kurs an das Sekretariat weitergeleitet werden. Fehlen Studierende mehr als zwei Mal pro Semester, so wird dem von administrativer Seite offiziell nachgegangen. Selbstverständlich gibt es verschiedene administrative Ebenen, Kollegien und unbeschriebene, interne Absprachen oder Praktiken dazu. Anwesenheitskontrolle ist ein mächtiges Instrument, um junge wie ältere Menschen zur Partizipation zu bringen, und hilft sicherlich im gemeinsamen Lehr- und Lernprozess an manchen Stellen und manchen Menschen. Phipps und ich machen hier jedoch auf die konkrete Gewalt aufmerksam, die von diesem scheinbar harmlosen Instrument des Listen-Führens ausgeht. Besonderes administratives Augenmerk liegt hier nämlich auf internationalen Studierenden – diejenigen, die nicht britisch sind und denen darüber hinaus ein Visum oder beispielsweise eine Aufenthaltsduldung als Flüchtling gestattet wurden. Das Häkchen, wel-

ches wir wöchentlicb hinter verschiedene Namen setzen sollen, bedeutet also in langer Hand Teil eines Foucault'schen Grenzüberwachungsapparates, d.h., die Daten werden der UK Visas and Immigration Abteilung des Home Office gemeldet, die wiederum ausgenommen ist von dem EU-weiten Datenschutzrecht.

Illegal und auf prekären Verträgen arbeitend, habe ich an den jeweils ersten Lehrterminen im Semester bisher mit jeder Studierendengruppe Informationen und Ressourcen über dieses Monitoring geteilt und es mit ihnen diskutiert. Oft habe ich offen und direkt um ihr Vertrauen gebeten und mich vor ihnen dazu verpflichtet, sie alle in jeder Woche als »anwesend« auf dem Papier zu markieren, und sie wiederum dazu aufgefordert, dennoch ihrer Partizipation im Seminar nachzukommen bzw. mit mir unter der Liste hinweg zu kommunizieren, falls dies begründet nicht möglich war. Das war nicht immer erfolgreich und nicht immer der Gruppendynamik zuträglich, gerade bei dezidierten Semesterabschlussarbeiten, die in Gruppen organisiert waren. Jedoch halte ich nach wie vor daran fest, dass dies für mich und für mein Lehretbos ein unumgängliches Prinzip ist. Im Nachhinein verorte ich meine ersten Lehrversuche im Sinne von bell hooks' Argument, dass Lehren ein performativer Akt ist: Lehrende können prinzipiell nicht leicbtin einen aktiven, demokratischen, anti-rassistischen Raum rhetorisch behaupten, ohne dieses Aktiv-Sein, Demokratie und Antirassismus selbst auch zu verkörpern, zu leben und im Umgang miteinander zu verteidigen (bell hooks 1994:11). Sofern sie/wir dies tun, kann, laut bell hooks, Lehren nicht nur befreiend sein für alle im Klassenraum, sondern darüber hinaus auch die jeweilige Institution mittransformieren.

The academy is not paradise. But learning is a place where paradise can be created. The classroom, with all its limitations, remains a location of possibility. In that field of possibility we have the opportunity to labor for freedom, to demand of ourselves and our comrades, an openness of mind and heart that allows us to face reality even as we collectively imagine ways to move beyond boundaries, to transgress (bell hooks 1994:207).

Ein anderer meiner Hochschularbeitgeber in Großbritannien hat diese subversive Möglichkeit von vornherein ausgehebelt. In dieser Universität tragen Studierende elektronische, personalisierte ID-Karten mit sich, und sie müssen sie vor Kursbeginn an die Tür zum Raum halten, um ihre eigene Anwesenheit elektronisch zu erfassen. Keine *oldschool* handgeschriebenen Listen, keine Möglichkeit für mich, trotz Abwesenheit einfach ein Häkchen zu setzen und

im grauen Bereich persönlicher Kommunikation mit abwesenden Studierenden solidarisch zu sein, ihnen etwaige Unterstützung anzubieten und/oder Verständnis für ihr Fehlen entgegenzubringen. Ein Piepen und sie sind registriert. Natürlich könnte man sich auch hier als Studierende untereinander wörtlich die »Karten zu-spielen« und das System auf andere Art und Weise umgehen, sofern man überhaupt weiß, was, wer und wie hier eigentlich überwacht wird.

Arbeitgeber*innen an Hochschulen in Großbritannien sind dazu verpflichtet, sowohl internationale Studierende (= ohne britische Staatsbürgerschaft) als auch internationale Angestellte an das Home Office zu melden, sofern sie mehrere Tage »unbefugt« abwesend sind. Wie zwei aus Selbstschutz anonymisierte internationale Hochschulangestellte im Fachmagazin *Society and Space* 2018 in Bezug auf die landesweiten UCU Proteste gegen Prekarität an Universitäten schreiben, »neither the Home Office nor the university explicitly refer to this as a strategy of deterrence. However as staff with incomplete citizenship status, we feel this monitoring ritual contributing to an uneasy environment that weighs down on our desire/impulse/ability to engage as full political actors« (Bagelman/Cinnamon 2018). Diese Home Office Strategien sind Teil der allumfassenden Hostile Environment Policy seit 2012, die verschiedene administrative und legale Instrumente beinhaltet (u.a. die genannten Immigration Acts von 2014 und 2016, die sowohl die Bewerbung um eine Aufenthaltserlaubnis, i.e. »Leave to Remain«, verkompliziert und ebenso Vermieter*innen, Mitarbeiter*innen des öffentlichen Gesundheitswesens NHS, Wohltätigkeitsverbände, Vereine und Banken dazu verpflichtet, ID Checks durchzuführen, und darauf abzielt, die Anzahl von Immigrant*innen in Großbritannien zu reduzieren. Zusammenfassend tastet dieses Monitoringverfahren damit grundlegende Menschenrechte an, insbesondere Artikel 25 der UN Charta, der das Recht auf Bildung sichert, und erschüttert das Vertrauen in und das Prinzip der Integrität der Hochschullehrenden gegenüber Studierenden und Kolleg*innen.

An dieser Stelle ist es wichtig, Gegenbewegungen und Allianzen gegen die *Hostile Environment Policy* und deren Angriff auf Hochschulen zu erwähnen, für mich hier beispielhaft *GRAMNet*, *Universities of Sanctuary* (mit 12 teilnehmenden Universitäten in Großbritannien) und *Article 26 Student Action for Refugees*. Alle drei Netzwerke setzen darauf, Campi radikal offen und barrierefrei zu gestalten. Konkret bedeutet das beispielsweise, Stipendien zu finanzieren, da Asylsuchende von britischen Hochschulen oft wie internationale Studierende klassifiziert werden und damit ebenso hohe Gebühren zahlen müssen.

Gegenwärtig bieten ca. 70 britische Hochschulen Stipendien für Geflüchtete an. Jedoch wird ihnen der Zugang zu studentischen Finanzierungshilfen verweigert, und allgemein ist ihnen gesetzlich verboten, zu arbeiten und Geld zu verdienen. Darüber hinaus gibt es oft Barrieren bei benötigten Dokumenten und Zertifikaten zur Bewerbung um ein Hochschulstudium sowie bei Sprach-eignungstests. Um in Deutschland einen Studienzugang zu erlangen, müssen Geflüchtete ihre Identität, einen Schulabschluss, Deutschkenntnisse und die Anerkennung ihrer Schutzbedürftigkeit durch das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) nachweisen. Neben dem Netzwerk Scholars at Risk ist die Berliner Kiron University eine Ausnahmeinstitution. Sie wurde 2015 gegründet, um Geflüchteten kostenlos und ohne bürokratische Diskriminierung ein Universitätsstudium zu ermöglichen, meist durch digitale Lernformate wie MOOCs (Massive Open Online Courses) und in Partnerschaft mit und anerkannt von 15 alteingesessenen, internationalen Hochschulen. Ohne es hier im Beitrag in den Fokus zu rücken, muss ich aber betonen, inwiefern auch dieser institutionelle Hoffnungsträger das binäre Problemnarrativ verschärft, das die Mär der/s »guten« versus »schlechten« Migrant*in weiterspinnt (Holmes/Castañeda 2016). Kolar Aparna und Oliviert Kramersch beschreiben die Bedürfnisse von befreundeten Geflüchteten in ihrem Beitrag zum Sammelband *Decolonising the University*, die ich in meinem Freundeskreis ebenso höre. Jedoch darf man dabei nicht vergessen, dass heutige soziopolitisch erwirkte Fluchtbedingungen auf Wegen nach Europa dezidiert ein »survival of the fittest« und »wealthiest« bedingen.

Facilitating easier access to language support and higher education were among the most urgent issues that were raised by our refugee friends. The reasons for this had not only practical consequences in terms of improving one's place in the job market and feeling socially welcome in everyday spaces of interactions, but also simply to dignify oneself, since the asylum procedure and embodied experiences were acknowledged as a demoralising process, especially for one's intellectual development. Being engaged in an intellectually stimulating environment was something urgently needed as much as the material dimensions of food, housing, documents, work etc., as identified by some (Aparna/Kramersch 2018:95).

An offiziellen Hochschulinstitutionen vorbei gibt es außerdem verschiedene künstlerische Projekte, die öffentlich zugängliche, radikale und grassroots Universitäten gemeinsam mit marginalisierten und rassistisch markierten Akademiker*innen und Studierenden gestalten: zum Beispiel *The Silent Uni-*

versity, initiiert von Ahmet Ögüt 2012 (Ögüt/Malzacher/Tan 2016), die We Are Here Academy seit 2014 (Augustín/Jørgensen 2019, 54) und die *McDonald's Radio University*, initiiert von Akira Takayama 2018 (Marschall 2020). Ebenso wichtig finde ich hier zu erwähnen dekoloniale Hochschulprojekte in Abya Yala: die Intercultural University of Indigenous Nationalities and Peoples of Ecuador, Universidad de la Tierra (Mignolo/Walsh 2018: 69-72), die aber eher in die Richtung epistemische Interkulturalität gehen. Sie vereinnahmen und deuten Begriffe und Konzepte wie »Akademie«, »Universität«, »Institut« um, intervenieren politisch unter Achtung von Menschenrechten wie dem auf Bildung und schaffen essentiell nachhaltige Räume für Überleben und, wichtig, lebenswertes, sinnhaftes und hoffnungsvolles Zusammenleben. Ganz formell, distanziert und auf Grundlage soziologischer Organisationstheorie ausgedrückt, sind diese Ausschlussmechanismen ein politisches Problem, das nicht die eigentliche Idee und das Herz akademischer Integrität angreift: »[v]ariations in political structure map onto variations in university organizational structures, not onto variations in the academic core. In other words, the university's organizational structure goes with political structures, not with academic structures« (Frank/Meyer 2020:40-41). Dennoch muss ich anfügen, dass auch ein laienhaft soziologischer Blick auf die Forschungsstrukturen und akademische Ausrichtung, wie Sruti Bala (2017) und Janelle Reinelt (2007) es für die Theaterwissenschaft aufgezeigt haben, eben doch gerade limitiert ist auf einige wenige Stimmen, Methoden, Forschungsgeldgewinner*innen, Sprachen und Theorien und damit ein politisches Problem offenbart.

Die gewaltvollen Überwachungsinstrumente und Grenzschutztechniken innerhalb und durch Universitäten müssen mit ihren institutionellen (Lippen-)Bekenntnissen zu Diversität zusammengedacht werden. Diese Lippenbekenntnisse sind an der medialen Tagesordnung bei Universitäten, die international um Studierende, Wissenschaftler*innen und Forschungsmetriken konkurrieren. Aber wie passt diese Diversitätsbehauptung zu der skizzierten Komplizenschaft britischer Hochschulen mit der Hostile Environment Policy zusammen? Gulwali Passarlay kommentiert aus ihrer eigenen Diskriminierungserfahrung heraus:

Universities explicitly seek to enhance diversity. Increasingly universities aim to reach marginalized communities. Yet, creating these barriers to people with asylum experience to participate in the university directly undermines this goal for diversity. British academia will have to reckon with

these tensions, lest they become (even more) homogenous, hostile places (Bagelman/Cinnamon 2018).

Diversität, wie die feministische und postkoloniale Wissenschaftlerin Sara Ahmed in *On Being Included* (2012) grundlegend untersucht, ist ein Problem, ein Problem der Verbindlichkeit, ein definitorisches und performatives Problem. In ihrer Studie gibt sie Antwort auf das Paradox grenzschrützender und vermeintlich diverser Universitäten. Darin analysiert sie Interviews, die sie mit Diversitätsbeauftragten an britischen und australischen Hochschulen nach Einführung des Equality Act 2010 geführt hat, sowie ihre eigenen Erfahrungen als markierte Woman of Colour in einer solch weißen Institution. Wenn darin Personen wie Ahmed Rassismus erfahren und auf eben-diese aufmerksam machen, werden die Personen daraufhin selbst als Störfaktoren empfunden und doppelt markiert und ausgeschlossen, sofern sie die Ordnung stören und Klüfte benennen zwischen ihrer Diskriminierungserfahrung und der rhetorischen Behauptung von Diversität. Deren Kampf gegen Strukturen, die sich rhetorisch mit dem Label Diversität schmücken, beschreibt Ahmed mit der körperlich-schmerzhaften Metapher als »banging your head against a brick wall« (2012:175). Diversität wurde dadurch zu einem kommerziellen Vermarktungszweck (2012:53) und hat damit seinen kritischen Wert verloren. Ich beschreibe Diversität hier in ihrem Sinne als rhetorische Behauptung von Institutionen, da Ahmed sich Judith Butlers Performativitätsbegriff zunutze macht, um die Nicht-Performativität von Diversität beziehungsweise das Versagen, Institutionen nachhaltig divers zu gestalten, zu begreifen. Sie schreibt, Nicht-Performativität bedeutet eine »reiterative and citation practice by which discourse *does not produce* the effects that it names« (2012:177). An anderer Stelle habe ich Ahmeds Begriff der antirassistischen Non-Performativität angewendet und institutionelle Kritik geübt angesichts der Behauptung einer »Willkommenskultur« durch Themensetzung in Spielplänen und dramaturgischer Praxis an und von deutschen, staatlich geförderten Theatern als deren politische Reaktion auf die sogenannte Flüchtlingskrise seit 2015. Ahmed paraphrasierend:

And in terms of performance art, this could mean that if theatre institutions do repertoires and dramaturgical programs, if performance art gestures towards the real not to do things, then we have work to do – which often means work to do on these paradigms of theatre's and performance's undoing; work to do with performativity, with the political efficacy of theatre and performance. For my institutional aesthetic approach here, it is vital to

stress once again that we are not outside institutions when we aim to transform the norms governing institutional life, and to stress also that there are high political stakes when examining institutional life – which, in refugee contexts and asylum cases, literally governs the thin line between life and death (Marschall 2018:160-161).

Ahmed problematisiert, inwiefern Institutionen behaupten, im Namen von Diversität Antidiskriminierung, Antirassismus zu transformieren, aber genau dank ebendieser nach außen, in die Öffentlichkeit und in Sitzungsprotokolle getragenen Behauptungen ihre Arbeit daran als getan ansehen und die eigentliche, schwierige und immens langsame Arbeit der inneren Transformation klein halten, obfusieren oder gar unmöglich machen. Wie sieht es also mit deutscher/deutschesprachiger Theaterwissenschaft aus? Was würde es bedeuten, sich für eine Theaterwissenschaft der Zuflucht auszusprechen oder gar Diversität und Antirassismus in Universitäten (anders) zu institutionalisieren?

Die verschiedenen Perspektiven und Begriffe, die ich hier verwende, haben alle ihr eigenes theoretisches und historisches Gepäck und beziehen sich auf ähnliche, aber doch anders limitierte Komplexe, Diskurse und Praxen. Zwar setze ich mich dafür ein, dass das Verständnis von Postmigration (in der deutschsprachigen Theaterlandschaft prominent) mit Diversität, Asyl und Flucht ebenso wie mit antirassistischen Bewegungen, Dekolonisierung (Bhambra/Gebrial/Nişancıoğlu 2018) und postkolonialistischen Diskursen zusammengedacht werden muss. Bei näherer Betrachtung wird jedoch auch klar, dass jeder Komplex kulturell spezifisch und historisch gebunden und jeweils eine immer nur limitierte Perspektive auf Fragen nach Gesellschaft, Identität, wir/die Ausschlüsse eröffnet. So fragt Bala – anders als ich nach einer *Theaterwissenschaft der Zuflucht* – danach, wie das Bedürfnis, die Universität zu dekolonisieren, in Theater- und Performancewissenschaften umgesetzt werden kann (Bala 2017). Sie beginnt ihre Skizze davon mit einer mächtigen, wenn auch kurzen Aufzählung beispielhafter aktivistischer Gesten, die die akademische Freiheit, barrierefreien Zugang zu Hochschulbildung fokussieren und mit dem Reproduzieren gesellschaftlicher Hierarchien und Elitismus in universitären Strukturen brechen. Es lohnt sich, sie hier ausführlich zu zitieren, wenn sie konkrete Beispiele wirkmächtiger Allianzen internationaler Theaterwissenschaft (-ler*innen) mit sozialen Protesten benennt:

Consider how the »Fees Must Fall« movement in South African universities was precipitated by the powerful theatrical act of demanding and effectively bringing about the removal of the statue of Cecil Rhodes on the campus of Cape Town university in April 2015. Consider the widespread condemnation of the kidnapping and brutal disappearance of 43 male students from the Ayotzinapa Rural College in the Guerrero province in Mexico in 2014, where protesters painted their hands red, read out the names of the 43 students in public, lit candles on classroom chairs to symbolically mark their presence, and created elaborate altars of commemoration in public spaces. Consider the silent »standing man« protests in Turkey in 2013, initiated by performing artist and teacher Erdem Gündüz: a simple gesture of protest by standing in silence snowballed into a massive act of collective civil disobedience. Consider the poetry and songs composed and performed by students and artist-activists at the University of Hyderabad in India in protest against caste-discrimination, state interference, and the systemic injustices that led to the suicide of the research scholar Rohith Verma in January 2016 (Bala 2017:334).

Die Beispiele zeigen, dass der Theaterwissenschaft eine signifikante Aufgabe im Postkolonialismus obliegt, die untrennbar damit verbunden ist, die Universität »as a sphere of civic engagement« zu verteidigen. Oder in Gayatri Spivaks Worten: »the task of epistemological engagement« (Spivak 2012:9). Für Bala heißt das, wir müssen uns einsetzen »not only [for] ›the theatre‹, imagined as a self-enclosed institution and practice, with the sole purpose of public entertainment and amusement, but that we also bear responsibility as a discipline towards the university and the society at large« (2017:343). Es geht also nicht *nur* darum, »just [to add] new things to think about« (Bala 2017:335) und das Theater nicht *nur weiß* zu gestalten (Liepsch/Warner/Pees 2018). Sondern Theaterwissenschaft muss *aktivistisch* gelehrt, geforscht, verwaltet, organisiert und gelebt werden, wenn sie sich als postkolonial versteht. Ohne Frage ist es dringend notwendig und lächerlich spät, aber nie zu spät, Lehrpläne und Leselisten, Pädagogik und Forschung, Konferenzen und Publikationen, Konditionen akademischer Verträge und Verlage postkolonialistisch, multilingual und intersektional zu gestalten (McKenzie 2006). Diese Notwendigkeiten spiele ich hier nicht jeweils gegeneinander aus, sie sind holistisch zu denken und zu komplex, als dass aktivistische Theaterwissenschaftler*innen sie einzeln und allein stemmen können. Mein Augenmerk in diesem Beitrag liegt jedoch auf der Frage von Verwaltung und Organisa-

tion angesichts der Gewalt polizeilicher Überwachung von Migrant*innen, exerziert durch Anwesenheitslisten im britischen Hochschulsystem. Auf der Hand liegt, dass – trotz aller Bemühungen um internationale Zusammenarbeit, Konferenzen und Austausch – Theaterwissenschaft nationalstaatlich organisiert ist und damit gebunden ist an die (Il-)Logiken und Instrumente nationalen Grenz»schutzes«.

Theaterwissenschaft der Zuflucht arbeitet selbstkritisch und kontinuierlich an radikaler Barrierefreiheit, baut bürokratische Hürden und Vorurteile ab und stellt öffentlich und laut Episteme und strukturelle Gewalt infrage, wenn Menschenrechte angetastet werden. Theaterwissenschaft der Zuflucht baut auf dem Aktivismus ihrer Akademiker*innen auf. Theaterwissenschaftler*innen, die sich so aktivistisch im Klassenraum und Verwaltung, auf Protestmärschen und Konferenzen, in Aktionsgemeinschaften, öffentlichen Gremien und Asylunterkünften einsetzen, gehen Risiko ein. Akademiker*innen – und gerade die, die am Anfang ihrer Karriere stehen, die ihren Aktivismus mit ihrer Arbeit zu vereinbaren versuchen, – sind oft sowohl innerhalb als auch außerhalb der Institution Drohungen, Beleidigung, Missbrauch, Schweigegzwang, Gruppendruck und institutionellen Erwartungen ausgesetzt, von ihrem Aktivismus abzulassen (Dreher/Flood/Martin 2013:17). Dem Publikationsdruck gerecht zu werden, sich in einem wissenschaftlichen Feld zu positionieren, standardisierte intellektuelle Systematiken anzuwenden und mit Kolleg*innen auszukommen, legen es einem deswegen nahe, eigene sozialpolitische Ideale und Wertvorstellungen allein im Lehrplan widerzuspiegeln und sich komplett aus aktivistischem Engagement herauszuziehen. Freundschaften, Vorbilder wie Sara Ahmed, bell hooks und Audre Lorde, die Möglichkeit, von international führenden Personen wie Alison Phipps zu lernen, sowie Unterstützung und Zusammenhalt von Akademiker*innen und Aktivist*innen mit ähnlichem Ethos und Engagement sind nötige Strategien, um die dringenden institutionellen Aufgaben, die einer postkolonialen Theaterwissenschaft obliegen, angehen zu können, polizeilicher Überwachung und Diskriminierung ein Häkchen zu schlagen, ohne dabei isoliert am »Park« zugrunde zu gehen.

Literatur

Ahmed, Sara. *On Being Included: Racism and Diversity in Institutional Life*. Durham: Duke University Press, 2012.

- Aparna Kolar und Olivier Kramsch. »Asylum University: Re-situating Knowledge Exchange along Cross-border Positionalities.« In: Gurminder K. Bhambra, Dalia Gebrial und Kerem Nişancıoğlu (Hg.). *Decolonising the University*. London: Pluto Press, 2018, 93-107.
- Augustín, Óscar García und Martin Bak Jørgensen. *Solidarity and the »Refugee Crisis« in Europe*. Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2019.
- Ayim, May, Katharina Oguntoye und Dagmar Schultz (Hg.). *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Berlin: Orlanda Frauenverlag, 1986.
- Bagelman, Jen und John Cinnamon. »Border Enforcement & The University: A Conversation«, *Society & Space* 29.05.2018, <https://www.societyandspace.org/articles/border-enforcement-the-university-a-conversation> (Zugriff 06.11.2020).
- Bala, Sruti. »Decolonising Theatre and Performance Studies: Tales from the classroom«, *Tijdschrift voor Genderstudies* 20:3 (2017), 333-345.
- bell hooks. *Teaching to Transgress: Education as the Practice of Freedom*. New York; London: Routledge, 1994.
- Bhambra, Gurminder K., »Whither Europe? Postcolonial versus Neocolonial Cosmopolitanism«, *Interventions: Journal of Postcolonial Studies* 18 (2016), 187-202.
- Bhambra, Gurminder K., Dalia Gebrial, Kerem Nişancıoğlu (Hg.). »Introduction: Decolonising the University?« In: *Decolonising the University*. London: Pluto Press, 2018, 1-15.
- Butler, Judith, *Notes Toward a Performative Theory of Assembly*, Cambridge MA/ London: Harvard University Press, 2015.
- Dhawan, Nikita und María do Mar Castro Varela. *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*, Bielefeld: Transcript 2015.
- Dreher, Tanja, Michael Flood und Brian Martin, »Combining Academia and Activism: Common Obstacles and Useful Tools.« *Australian Universities Review* 55 (2013), 17-26.
- Eggers, Maureen Maisha, Grada Kilomba, Peggy Piesche, Susan Arndt (Hg.). *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast, 2005.
- Frank, David John, John W. Meyer. *The University and the Global Knowledge Society*. Princeton University Press, 2020.
- Haraway, Donna. »Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective.« *Feminist Studies* 14:3 (1988), 575-599.

- Heine, Matthias. »Aktivisten aller Länder, vereinigt euch!«, *Welt* 26.02.2014, <https://www.welt.de/kultur/article125202875/Aktivisten-aller-Laender-vereinigt-euch.html> (Zugriff 13.10.2016).
- Holmes, Seth M., Heide Castañeda. »Representing the ›European refugee crisis‹ in Germany and beyond: Deservingness and difference, life and death.« *American Ethnologist: Journal of the American Ethnological Society* 43:1 (2016), 12-24.
- Kay, Rebecca, Alison Phipps. »GRAMNET: Bringing together research and practice for social justice and equality.« *West Coast Line* 86 (2011), 150-155.
- Liepsch, Elisa, Julian Warner, Matthias Pees (Hg.). *Allianzen. Kritische Praxis an weißen Institutionen*. Bielefeld: transcript, 2018.
- Marschall, Anika. »Between Tokyo and Frankfurt: Akira Takayama's ›Theatre 2.0‹, migratory encounters and urban solidarity in the contemporary city.« *Research in Drama Education: The Journal of Applied Theatre and Performance* 26:2 (2020).
- Marschall, Anika. »Of Quiet Resistance: *Shy Radicals*, Divergent World-Making and the Poetics of Statecraft.« In: Silvia Jestrovic, Bishnupriya Dutt (Hg.). *Cultures of the Left: Manifestations and Performances*, i.E.
- Marschall, Anika. »What can theatre do about the refugee crisis? Enacting commitment and navigating complicity in performative interventions.« *Research in Drama Education: The Journal of Applied Theatre and Performance* 23:2 (2018), 148-166.
- Marschall, Anika. *Performing Human Rights: Artistic Interventions into European Asylum*. PhD Thesis, University of Glasgow, 2019.
- McKenzie, Jon. »Is Performance Studies Imperialist?« *The Drama Review* 50:4 (2006), 5-8.
- Mignolo, Walter D., Catherine E. Walsh. *On Decoloniality: Concepts, Analytics, Praxis*. Durham; London: Duke University Press, 2018.
- Öğüt, Ahmet, Florian Malzacher, Pelin Tan (Hg.). *The Silent University. Towards a Transversal Pedagogy*. Berlin: Sternberg Press, 2016.
- Phipps, Alison. »The Academic Border Guard«, GRAMNet Blog 13.02.2016, <https://gramnet.wordpress.com/2016/02/13/the-academic-border-guard/> (Zugriff 16.10.2020).
- Phipps, Alison. »We live in cruel times, and courage is made in times like these«, *The National*, 26.07.2018, <https://www.thenational.scot/news/16377828.alison-hipps-live-cruel-times-courage-made-times-like/> (Zugriff 13.10.2020).

- Reinelt, Janelle. »Is Performance Studies Imperialist? Part 2« *The Drama Review (TDR)* 51:3 (2007), 7-16.
- Scheller, Jörg. »The Embedded Artist. Zur Heimholung der Künste in Kultur und Gesellschaft durch künstlerische Forschung.« In: Ruedi Widmer (Hg.). *Laienherrschaft: 18 Exkurse zum Verhältnis von Künsten und Medien*. Zürich; Berlin: Diaphanes, 2014, 201-211.
- Sharifi, Azadeh. »Wir wollten ein Zeichen setzen: Performance and Protest by Minorities in German Theatre.« *Performance Paradigm* 14 (2018), 45-63.
- Simke, Ann-Christine, Anika Marschall. »Embodied Facts, Documented Feelings: How Forensic Architecture is Teaching the Arts the Value of Technoscience.« *Theatre Research International*, i.E.
- Spivak, Gayatri C. *An Aesthetic Education in the Era of Globalization*. Cambridge: Harvard University Press, 2012.
- Vogelgesang, Arne. »Alle müssen was tun – Der aktivistische Imperativ und sein künstlerischer Konsum.« In: Theater Dortmund/Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.). *Theater trifft Aktion. Ein Update zum Verhältnis von darstellender Kunst und Aktivismus*. 2016, 13-17.
- Ybarra, Patricia. »The Administrator as Activist.« In: Stephani Etheridge Woodson, Tamara Underiner (Hg.). *Theatre, Performance and Change*. Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2018, 333-335.
- Zisis, Chris. »The Art of Being Many. A critical review.« In: Martin J. Schäfer, Vassilis S. Tsianos/geheimagentur (Hg.). *The Art of Being Many. Towards a new theory and practice of Gathering*. Bielefeld: Transcript, 2016, 129-148.

